

Zeitschrift: Der Armenpfleger : Monatsschrift für Armenpflege und Jugendfürsorge
enthaltend die Entscheide aus dem Gebiete des Fürsorge- und
Sozialversicherungswesens

Herausgeber: Schweizerische Armenpfleger-Konferenz

Band: 55 (1958)

Heft: 1

Artikel: Familienzerfall und Gegenkräfte

Autor: Kistler, Paul

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-836634>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Familienzerfall und Gegenkräfte*)

Von Paul Kistler, Fürsprecher, Bern

I.

Wir wollen uns klar sein, daß wir, wenn wir die Frage zu beantworten unternehmen, ob frühere Perioden in der Gesamtheit ihrer Erscheinungen besser oder schlechter gewesen seien als unsere Gegenwart, immer als Zeitgenossen urteilen und deshalb, wie ich glaube, gar nicht objektiv auszusagen vermögen. Wir reden gerne von der «guten alten Zeit» und vergessen dabei leicht, daß wir damals selbst andere waren, daß nicht nur die Zeiten sich gewandelt, sondern daß wir selbst in ihnen und durch sie uns gewandelt haben. Wir sind reifer und auch kritischer geworden. Die Geschichte lehrt, daß jede Generation ihre Sorgen hat, mit welchen sich auseinanderzusetzen, ihr aufgegeben ist. Armut, Sittenlosigkeit, Krankheit, Seuchen, Verbrechen, Krieg hat es, soweit die Geschichte der Menschheit erforscht ist, immer gegeben; mochten sie in ihren Formen in den verschiedenen Epochen auch unterschiedlich stark in Erscheinung getreten sein, in ihrem Wesen und in ihren Folgen blieben sie sich ähnlich bis auf den heutigen Tag. Daß sie trotz der unerhörten Entfaltung und Errungenschaften der Geistes- und Naturwissenschaften nicht überwunden sind, läßt uns die Gegenwart in erschütternder Weise erleben. Sind wir aufs Ganze gesehen wirklich viel weiter gekommen?

II.

1. Die Lage

Wir sind uns darin einig, daß bei uns die Zahl der lebensstüchtigen, geordneten Familien glücklicherweise um ein vielfaches größer ist als diejenige der kranken. Sollen wir deshalb nicht von *diesen* reden? Die Anzahl der an Tuberkulose, Krebs, Alkohol, Rheuma, Kinderlähmung erkrankten Mitbürger macht glücklicherweise auch nur einen Bruchteil der gesunden aus, und doch, oder gerade deswegen, empfinden wir die sittliche Pflicht, ihnen mit allen Mitteln der Wissenschaft und der Technik beizustehen, ihre Not zu lindern und der Verbreitung dieser Leiden vorzubeugen. Dürfen wir an der Tatsache, daß unsere Volksgemeinschaft auch an gestörten Ehen und Familien krankt, deshalb vorbeisehen, weil diese nur eine Minderheit ausmachen oder weil davon zu reden unangenehm ist oder uns gar in Verlegenheit bringt, wenn wir uns fragen, ob wir an unserem Platze das Notwendige tun?

Ich kann es mir nicht versagen, darauf hinzuweisen, daß nach den Mitteilungen des statistischen Jahrbuches der Schweiz vom Jahre 1954 38 247 Eheschließungen 4437 Ehescheidungen gegenüberstanden. Für den Kanton Bern lauten die entsprechenden Zahlen 6309 und 615. Mit der Auflösung von 4437 Ehen wurden 4275 Kinder heimatlos in dem Sinne, daß ihnen das Elternhaus verloren ging.

Wir wissen, daß die registrierten Ehescheidungen und Trennungen nicht das der Wirklichkeit gemäße Bild des Familienzerfalls wiedergeben. Die Zahl der brüchigen Ehen und zerrütteten Familien ist viel größer. Die Auflösung der Ehe und damit der Familie ist meist die Operation langer, unheilbarer Wucherungen, welche den einen Freiheit bringt und die andern in Kümmernissen fesselt.

*) Vortrag, gehalten im Rahmen des Zyklus «Die Familie in unserer Zeit», an der Volkshochschule Bern, am 21. November 1956.

Was bedeuten die 6000 Pflegekinder im Kanton Bern, mit denen in den vergangenen Monaten sich die Öffentlichkeit so stark beschäftigt hat? Gewiß, sie sind nicht alle die Opfer zerfallener Familien, weil denen unter ihnen, die von ledigen Müttern geboren wurden nie das Erlebnis der in einer Ehe verbundenen Elternschaft beschieden war. Die Zahl der übrigen ist eindrücklich genug, um uns daran zu erinnern, daß auch in unsern Familien nicht alles zum besten bestellt ist und daß wir uns darum zu kümmern haben.

2. Ursachen der Erscheinung

a) *Adolf Guggenbühl* hat in seinem noch heute aktuellen Buch über den «Zerfall und die Erneuerung der Gemeinschaften» auf eine erste und wesentliche Ursache des Zerfalles der Gemeinschaft, deren tiefste Ehe und Familie sein sollte, hingewiesen, wenn er den ausgeprägten *Individualismus* als deren Feind und die schließliche Vereinsamung des Menschen als Folge darstellt. Wo der Einzelne nur auf die Wahrung seines persönlichen Wohlergehens bedacht ist und seinen Trieben folgt, wo nicht Rücksicht, Nachsicht und Bereitschaft zur Anpassung und zum Verzicht auf die Durchsetzung eigener Wünsche zugunsten eines über das Ich hinausreichenden Strebens vorhanden ist, da ist eine Gemeinschaft, wie sie die Ehe, als Nährboden einer lebensstarken Familie, sein sollte, nicht möglich. Gemeinschaft in jeder Form verpflichtet, gegenüber dem Ehegatten, den Kindern, den Hausgenossen, den Nachbarn, dem Gemeinwesen.

Die Ehe ist nach christlicher Auffassung eine auf Treue gegründete, dauernde Lebensgemeinschaft. Sie hat in dieser Form ihre rechtliche Anerkennung auch in unserem Zivilgesetzbuch gefunden. Diese Anschauung ist nicht deswegen überholt, weil das Zivilgesetzbuch schon 45 Jahre alt ist und die seitherige Entwicklung unsere Existenzgrundlage sehr wesentlich verändert hat. Als eine Lebensform ist die Ehe der Anpassung an die veränderten Verhältnisse fähig, ohne deswegen ihr Wesen verleugnen zu müssen. Sie findet nach wie vor ihre Erfüllung in der Familie mit Kindern und in der damit aufgegebenen Verpflichtung, persönliche Wünsche zugunsten einer Gemeinschaft, in welcher die Kinder Geborgenheit und Halt finden können, zurückzustellen. Sie setzt voraus, daß eines des andern Last tragen hilft und beweist ihre Stärke, wie jede wahre Freundschaft, am zuverlässigsten in Zeiten der Prüfung.

Wir wissen, daß Treue und Selbstzucht heute leider gar manchenorts inhaltsleere Begriffe geworden sind. Ärzte, Eheberater, Richter, Jugendämter und Vormundschaftsbehörden können darüber Auskunft geben.

Die auffällige Erotisierung des Lebens, wie sie uns in der Mode, in Filmen, in mancherlei Illustrierten, in der Masse der Magazine, welche unsere Kioske zieren, aber auch in der Geschäftsreklame, in den modernen Tänzen, in den Variété-Vorstellungen entgegentritt, das Lächerlichmachen gestern noch gültiger Anschauungen vom Wesen der Ehe und der Familie in seichten Romanen, alles das trägt dazu bei, Sinne und Gewissen zu verwirren. Sie bringen Ehen ins Wanken, welche über die Triebgemeinschaft hinaus nicht zugleich durch das sittliche Bewußtsein einer verpflichtenden Aufgabe gegenüber den gemeinsamen Kindern zusammengehalten werden.

b) Zu den Ursachen des Familienzerfalls zählt auch die *Vermaterialisierung unseres Denkens*. Die Technik, die Intensität der Industrialisierung und die Hochkonjunktur, deren wir uns seit Jahren erfreuen, bestimmen sehr wesentlich unsere

geistige Haltung. Sie haben Einfluß auf Fragen der Schulung, der beruflichen Ausbildung, der Politik und der sittlichen Weltanschauung. Prof. Dr. *Wahlen* sprach 1956 vor der Neuen Helvetischen Gesellschaft in Zürich über Hochkonjunktur und Menschenwürde. Er äußerte sich über Erscheinungen, auf welche soeben Bezug genommen wurde, unter anderem wie folgt:

«Wir meistern die Technik und machen uns doch zu ihren Sklaven. Der Wohlstand hat uns nicht frei gemacht zum Genuß geistiger Dinge, sondern er spannt uns ein zum Geldverdienen.

Wir sind im Begriff, die ganze Welt zu gewinnen und unsere Seele zu verlieren. Wir besitzen die Mittel, um das Schöne, Edle und Gute in Schrift, Wort, Bild und Klang in jedes Haus zu tragen und begnügen uns mit dem Abfall.

Wir pochen auf die Verantwortung der Gemeinschaft aller Stufen gegenüber dem Individuum und übersehen die Verantwortung des einzelnen gegenüber sich selbst, gegenüber dem Nächsten und der Gemeinschaft. Die Überbewertung der materiellen gegenüber den geistigen Werten gefährdet vor allem die junge Generation, die gefährliche und zu Opfern aufrufende Zeiten nicht mehr gekannt hat und deshalb geneigt ist, im Streben nach Komfort und Sicherheit der Weisheit letzten Schluß zu sehen.»

Seitherige Geschehnisse haben uns aber zugleich beglückend erkennen lassen, daß die Glut geistigen, idealistisch aufbauenden Strebens in der jungen Generation von der Asche rationalistischen und materialistischen Denkens der Erwachsenen noch nicht erstickt worden ist.

c) Wir leiden an einer ansteckenden Zeitkrankheit. Sie heißt *Rationalisierung und Tempo*. Wir arbeiten gewissermaßen mit der Stopuhr in der Hand. So will es die Wirtschaft, damit sie den sich steigernden Bedürfnissen der Menschen, ihrer Wohlfahrt die neuesten Errungenschaften dienstbar zu machen, nachzukommen vermag. Die Intensivierung der Arbeit durch Rationalisierung greift störend in das Leben der Familie ein. Der Handwerker wird verdrängt durch Fabriken, der Schreiner weicht dem Möbelfabrikanten, der Schneider dem Konfektionsbetrieb, der Sattler den Carrosseriewerken, der Kleinkrämer dem Warenhaus, die Witfrau mit dem Spezialelädli der Migros oder dem Konsumgeschäft. Damit wird vielen Familien nicht nur die wirtschaftliche Existenz untergraben, es geht Wichtiges verloren. Der Vater reiht sich in die Masse der unselbständig Erwerbenden. Er wird Lohnverdiener. Die Familie und besonders die Kinder haben nicht mehr Anteil am Tagesgeschehen. Sie erleben weder Freude am Arbeitserfolg des Vaters noch das für ihre charakterliche Reifung ebenso wichtige Mittragen der Sorge, wie sie die selbständige Berufsausübung mit sich bringt. Damit geht zum Nachteil der Kinder oft auch ein Stück bewährter, vielleicht in Generationen gepflegter Tradition und erdgebundenen Heimatgefühls unter. Das ist nicht anders, wo ein kleiner Landwirt mit den Forderungen der Gegenwart nicht mehr Schritt zu halten vermag und eines Tages sein Gütlein einem Spekulant veräußert, um nachher als Fabrikarbeiter in der Stadt sein Heil zu suchen.

Das Heil der Stadt! Gar manche erblicken es im lockenden größeren Verdienst, in der straffer geregelten Arbeitszeit, in den ausgebauten Wohlfahrts- und Fürsorgeeinrichtungen aller Art, vielleicht auch in der Anonymität der Lebensgestaltung gegenüber der Kontrolle der Öffentlichkeit, wie sie in der Dorfgemeinschaft noch vorhanden war. Wie oft erweist sich dann eine solche Rechnung als falsch. Wohl ist vielleicht der Verdienst in Franken und Rappen größer, aber auch

der Aufwand für die Familie. Er beginnt mit der Wohnung, mit der den Gewohnheiten der Stadt angepaßten Kleidung der Familienglieder, mit Auslagen für Verkehrsmittel und für gebotene Vergnügungsmöglichkeiten. Eines Tages wird vielleicht der außerhäusliche Miterwerb der Mutter notwendig. Während sie sich bisher ihrer Hausarbeit, ihrem Garten oder Pflanzplätz, immer aber auch der persönlichen Sorge für ihre Kinder hingeben konnte, muß sie diese nunmehr der Krippe oder einem Tageshort anvertrauen. Die Stadt hat andere Lebensgewohnheiten, einen andern Rhythmus, ein anderes Klima. Für die Familie, welche bisher in der Dorfgemeinschaft der Landschaft rechtschaffen ihr bescheidenes Dasein führte, bedeutet der Wechsel in die Stadt häufig eine Entwurzelung und Isolierung zugleich. Beziehungen zu Nachbarn, zur Schule, zum Pfarrer, zum Verein gehen verloren, ohne daß in der Stadt ein gleichwertiger Ersatz gefunden wird. Wo dies zutrifft, macht sich leicht eine innere Verarmung breit, welche durch bessere äußere Verhältnisse nicht aufgewogen wird.

d) Besondere Würdigung in unseren Betrachtungen verdient die *Erwerbstätigkeit der Mütter*.

Das Recht zur beruflichen Betätigung ist der Frau in Anerkennung ihrer grundsätzlichen Gleichstellung mit dem Mann vom Zivilgesetzgeber auch als Hausfrau und Mutter zugestanden, immerhin mit der Einschränkung, daß dadurch nicht das Wohl der ehelichen Gemeinschaft und der Familie beeinträchtigt werde (Art. 167 ZGB). Deshalb kann es nur mit ausdrücklicher oder auch nur stillschweigender Zustimmung des Mannes ausgeübt werden. Wir wissen, daß das Erleben eines Zustandes, in welchem jede Familie wirtschaftlich so gesichert wäre, daß die Mutter sich ausschließlich der Erziehung der Kinder widmen könnte, ein familienpolitisches Postulat darstellt, an dessen Erfüllung uns die Gegenwart kaum glauben läßt. Wir wissen auch, daß eine Anzahl in der Ehe lebender Frauen zur Hausfrau nicht taugen. Sie finden in der Erfüllung dieser Aufgabe keine Befriedigung. Wir wissen aber ebenso wohl, daß einerseits die Kosten der Lebenshaltung (namentlich die für eine Familie mit mehreren Kindern kaum erschwinglichen Mietzinse) und das gesunde Bestreben, von öffentlicher Hilfe unabhängig zu bleiben, zur Mitarbeit der Frau nötigen, daß andererseits eine beträchtliche Zahl von Müttern sich im Gedanken an die Mehrung des Wohlstandes vom Verdienststimmeln hinreißen lassen. Der Münchener Soziologe *Otto Speck* in seiner Monographie über «Kinder erwerbstätiger Mütter» schätzt im Verein mit andern Autoren den Anteil der Verheirateten unter der weiblichen arbeitenden Bevölkerung auf 25–33%. Ich kenne die entsprechenden Zahlen für die Schweiz nicht, aber in ihren Auswirkungen auf die Familie und die Kinder bleibt sich die Erwerbsarbeit der Mutter gleich, nämlich vorwiegend negativ.

Warum? Die Erziehung der Kinder, jedenfalls in ihrem zarten Alter, liegt vor allem der Mutter ob. Wo die Mutter außerhalb der Familie dem Verdienst nachgeht, müssen die Kinder auf sie verzichten. Sie werden der Obhut einer Krippe, einer Hausgenossin anvertraut, oder, wenn sie einmal zur Schule gehen, in den Wochenplatz geschickt oder auch einfach der Straße überlassen. Solche Kinder entbehren der mütterlichen Betreuung in den Jahren, welche, wie die neuesten Forschungen mit Nachdruck betonen, für ihre geistige und seelische Entwicklung die entscheidendsten sind.

Die Erfüllung der mehrfachen Aufgabe als Ehefrau, Mutter und Mitverdienerin braucht auf die Dauer ihre körperlichen und seelischen Kräfte auf. Zum müden Vater kehrt abends die überreizte Mutter heim. Was die Frau als Mutter

neben ihrer Berufsarbeit während des Tages für die Familie nicht leisten kann, muß sie abends oder sonntags nachholen oder es unterbleibt überhaupt. Damit beginnt die äußere Verwahrlosung. Überarbeitung steigert die Nervosität. Diese ruft Spannungen, Entfremdung und Streitigkeiten; diese wiederum verderben das häusliche Klima; die strenge Arbeit verlangt nach Ausgleich, nach Erholung; daheim ist sie in der knappen Wohnung, in welcher sich Eltern und Kinder irgendwie in den Weg kommen, nicht zu finden, also sucht man sie außerhalb.

Und das Ergebnis? Aufs Ganze gesehen überwiegen die Nachteile, welche die außerhäusliche Erwerbsarbeit der Mutter nach sich zieht, deren wirtschaftlichen Nutzen. Was ist äußerer Wohlstand wert, wenn er auf Kosten der körperlichen und seelischen Gesundheit erhasstet werden muß und den Eltern die Heiterkeit des Gemüts mangelt, welches erst den Raum zur Wohnstube der Familie macht?

e) Es wurde bereits angedeutet, daß besonders in städtischen Verhältnissen die Not, eine dem Einkommen des Ehemannes und den Bedürfnissen der Familie angemessene *Wohnung* zu finden, den Zerfall der Gemeinschaft begünstigen kann. Eltern mit mehr als zwei Kindern verschiedenen Geschlechts haben gegenwärtig Mühe, eine Wohnung zu finden, welche dort, wo die Mutter nicht mitverdienen hilft, noch in einem tragbaren Verhältnis zum Verdienst des Vaters steht. Wohl heißt eine volkstümliche Mahnung: Wohne über deinem Stand, kleide dich nach deinem Stand, nähre dich unter deinem Stand. Wo aber $\frac{1}{4}$ oder noch mehr des Erwerbseinkommens für die Miete ausgegeben werden muß, und solche Verhältnisse sind nicht selten, da gefährden mancherlei Gründe den häuslichen Frieden. Man wohnt, weil die Kosten nicht mehr erlauben, zu eng. Kinder, welche in einem gewissen Alter getrennt sollten schlafen können, sind auf den gleichen Raum angewiesen, wenn sie nicht im Wohnzimmer oder sogar noch im Elternzimmer untergebracht werden. Die Räume sind zwar komfortabel, aber man reibt sich darin aneinander. Sie lassen das Gefühl der Geborgenheit nicht recht aufkommen. Man haust wohl hier, aber man lebt nicht darin. Sie bieten Kindern weder Platz zum Spiel, noch zur Arbeit. Ganze Zeilen mit Häusern aus der Jahrhundertwende, in welchen Familien mit Kindern zu mäßigem Zins zwar nicht auf Parkett ausglitten, im Emailkasten badeten und über keinen Kühlschrank verfügten, aber sich geräumiger Zimmer und oft auch eines kleinen Gartens erfreuten, fallen heute der vielfach spekulativen Baulust zum Opfer.

Wenn vom Zerfall der Familie die Rede ist, so dürfte meines Erachtens ein Hinweis auf dieses weitere ihn begünstigende Moment nicht fehlen.

f) Letztes Jahr stand das ganze Schweizerland im Zeichen der Aktion «Gesundes Volk». Diese Bewegung hatte ihren Ursprung in der ernsten Sorge um das Wohl der Familien. Wir sind alle Zeugen einer in verschiedenen Formen in Erscheinung tretenden grenzenlosen Süchtigkeit. Der Alkoholismus ist keineswegs überwunden; er ist nicht mehr gewissermaßen das Privileg der billigen Schnapser oder von Lebemännern, er hat sich in raffinierter Tarnung und feineren Formen daheim, in Tea-rooms und bei Parties breite Schichten erobert. Aber nicht allein zum Kampf gegen den Alkoholismus wollten die genannten Aktionen rüsten. Ärzte, Seelsorger und Fürsorger erinnerten nicht weniger eindringlich daran, daß das Zigarettenrauchen und das Schlucken von Betäubungs- und Aufpeitschungsmitteln aller Art sich zu einem wahren Laster entwickelt haben.

Wir möchten auch hier nicht verallgemeinern. Wer aber Augen hat zu sehen und die Fähigkeit besitzt mitzuerleben, der weiß, daß Süchtigkeit in einer dieser Formen Ursache und Folge gestörter Familien zugleich sein kann.

g) Wo es den Menschen gut geht, können sie es auch leicht ohne den lieben Gott machen. Er ist immerhin in Reserve für den Fall daß . . . eben daß wir erkennen, daß es mit unserer Macht nicht getan ist. Not lehrt dann beten, wie wir es vor kurzem wieder so eindrücklich erfahren können, wo das Ringen des ungarischen Volkes und seine Not zwar unsere Gewissen geweckt, aber daneben zugleich der Angst um unser eigenes Schicksal gerufen haben. Frage: Ist es nicht so, daß seit dem Ende des Krieges in vielen Familien eine Entfremdung Gott und der Kirche gegenüber Platz ergriffen hat? Geht damit nicht den Eltern und Kindern ein Teil jenes helfenden Haltes verloren, welchen die Kirche durch ihre Pfarrer als Verkündiger, als Unterweiser, als Berater und Seelsorger in Zeiten der Zweifel, der Konflikte und der Ratlosigkeit zu geben vermag?

Über die Symptome und die Folgen der gestörten Familienbeziehungen geben uns Krippenleiterinnen, Kindergärtnerinnen, die Lehrerschaft, besonders aber die Erziehungsberater, die Jugendämter und Jugendanwälte, sowie die Vorsteher von Erziehungsheimen Auskunft. Im vergangenen Jahr wurden dem städtischen Jugendamt Bern 359 Kinder und Jugendliche als gefährdet gemeldet. Die 6 Jugendanwaltschaften des Kantons hatten ihrerseits von 4080 wegen strafbarer Verfehlungen verzeigten Kindern und Jugendlichen in mehr als 1400 Fällen Untersuchungen durchzuführen und mit Strafen oder Maßnahmen einzugreifen. Ich möchte mit der Mitteilung dieser Zahlen nicht das Gruseln erregen und namentlich auch keine Mißverständnisse aufkommen lassen, weshalb ich gleich beifüge, daß der Slogan von der zunehmenden Jugendkriminalität in dieser allgemeinen Form falsch und irreführend ist. Diese Bemerkung soll uns anderseits nicht an den nichtsdestoweniger ernst zu nehmenden Gefährdungssymptomen und Verwahrlosungserscheinungen, wie sie sich besonders auf dem Gebiete sittlicher Verfehlungen von Alten und Jungen in auffälliger Weise gemehrt haben, vorbeisehen lassen. Die Eltern und alle, welche wir uns für das Gedeihen der Jugend verantwortlich fühlen, müssen sich auf ihre eigene Haltung besinnen. Wenn sie es ehrlich tun, so werden sie sich angesichts der vielen Versuchungen, in welche unsere Jugend hineingestellt wird, schließlich darüber wundern, daß diese in ihrer überwältigenden Mehrheit in ihrem Denken und Streben noch so gesund dasteht, wie es die Geschehnisse vor nicht langer Zeit gezeigt haben.

III.

Nachdem wir im Vorangegangenen einige uns wesentlich erscheinende innere und äußere Ursachen des Familienzerfalls, wie wir ihnen etwa begegnen, zu skizzieren versucht haben, gilt es, uns darauf zu besinnen, ob uns auch Mittel zur Verfügung stehen, ihm mit Erfolg entgegenzutreten.

Der Maßstab und Gradmesser für den Kulturstand eines Volkes darf, wie der bekannte Heilpädagoge und Psychologe Prof. *Hanselmann* sich äußert (Zeitschrift Pro Juventute 1955, S. 66), nicht nur in individuellen und sozialen Hochleistungen gesehen werden, sondern auch in der tiefstgeduldeten Not Einzelner oder ganzer Gruppen in einem Volke. Jede Not und alles Leiden hat neben individuellen Ursachen auch mindestens eine soziale Ursache und Schuld, welche durch die Gesellschaft verantwortungsbewußt erkannt und kraftvoll bekämpft werden muß.

Wir stecken seit Jahren bei aller gehobenen Wohlfahrt, deren sich weiteste Kreise zu Stadt und Land, mit Ausnahme vielleicht der Bergbauern, erfreuen, und trotz der bewundernswerten Errungenschaften von Wissenschaft und Technik in

einer tiefgreifenden geistigen und moralischen Krise. Vertrauensschwund, Unsicherheit in Fragen der Lebensgestaltung und besonders auch der Erziehung der Jugend, Angst und Furcht vor den Erzeugnissen menschlicher Schöpferkraft, von welchen wir noch nicht wissen, ob sie der Menschheit zum Segen oder zum Fluche werden, sind ihre Zeichen. Den Beweis für ihr Vorhandensein und vielleicht zugleich für eine Bereitschaft zum Wiederaufbau erblicke ich im Suchen nach Halt, nach Hilfe und Ausweg, wie sie uns in der starken Nachfrage nach Vorträgen und Kursen über die verschiedensten Gebiete der Daseinsgestaltung, in den Fragenrubriken der Familienblätter, in den Antworten des Radio-Briefkastenonkels, aber auch in den gut besetzten Wartezimmern der Psychiater entgegnet.

Wir haben einleitend ausgeführt, daß die Zahl der gesunden Familien glücklicherweise die Zahl der zerfallenen oder in Auflösung begriffenen übersteigt. Dennoch sind deren zu viele, als daß sie uns erlauben würden, sie einfach als ein Faktum hinzunehmen und uns damit abzufinden. Es ist unsere menschliche Pflicht, uns darum zu kümmern und zu versuchen, vorbeugend oder fürsorglich zu helfen. Wie kann das geschehen?

Vielleicht ist zunächst und unmittelbar das Vorleben des eigenen Beispiels, die eigene klare Haltung, der beste Weg, gefährdete Hausgenossen, Nachbarn oder Freunde zu beeindrucken. Möglicherweise löst es die Bereitschaft aus, ernst gemeinte und diskret geleistete Freundeshilfe anzunehmen.

Darüber hinaus gilt es, auf breiter Basis zur Besinnung auf die Wichtigkeit der Familiengemeinschaft als Bausteine in unserem Staatsgefüge aufzurufen. Es geht nicht darum und wäre verfehlt, sich dem Strom der Zeit entgegenzustellen, als vielmehr darum, Kräfte zu mobilisieren, welche bei aller Aufgeschlossenheit für die veränderten Verhältnisse der Gegenwart darauf achten, daß geistige Familientradition, Treue unter den Ehegatten, Verantwortungsbewußtsein der Eltern als Erzieher ihrer Kinder, aber auch die sittliche Verpflichtung der Kinder gegenüber ihren Eltern und das Bekenntnis zur Gemeinschaft nicht verloren gehen. Diesen Bemühungen dienen die aus der geschilderten Unsicherheit und Ratlosigkeit entstandenen Elternschulen, wie diejenige der Stadt Winterthur. Sie setzt sich zum Ziele «durch gemeinsame Besinnung auf die schicksalshafte Bedeutung der guten Ehen und eines harmonischen Familienlebens das Verantwortungsgefühl der Väter und Mütter zu schärfen und ihnen bei der Ausübung der vielgestaltigen Aufgaben behilflich zu sein.» In ähnlicher Art wollen die Kurse der Volkshochschule, der Bildungsstätte für soziale Arbeit, der Schweizerischen Vereinigung für Schule und Elternhaus Brücken schlagen, Brücken die zurückführen aus dem für viele gefährlichen Blendlicht des Tages zur Überprüfung des Standortes als Ehegatten und verantwortliche Erzieher der Jugend. Die Kirche verstärkt die Front mit der Durchführung von Einführungskursen für Brautleute, wie sie zum Beispiel in den Kantonen Bern (Gwatt) und Zürich (Boldern) veranstaltet werden und mit der Organisation von Ehe- und Familienberatungsstellen, gilt es doch, wie Pfarrer *Lüthi* schreibt, der Familie und den in ihr verbundenen Gliedern wieder einen Mittelpunkt zu geben.

Wir müssen, wie mir scheint, mehr und anders als es bisher der Fall war, heranwachsende Jugend daheim, in der Schule, im kirchlichen Unterricht und während ihrer beruflichen Ausbildung auf Ehe, Familie und deren Bedeutung für das Schicksal des einzelnen wie der Gemeinschaft vorbereiten. Das muß in *ihrer* Sprache, in einer *ihrem* Verständnis angepaßten Art stufenweise, immer aber in lebensnahen Formen geschehen. Wir bemängeln gerne die Bildungslücke des

Rekruten, der das Datum der Schlacht bei Sempach oder des Sonderbundskrieges nicht weiß oder gar den Namen des amtierenden Bundespräsidenten nicht kennt. Aber wir nehmen es hin, wenn er bald nach seiner Rekrutenschule Vater wird und von den Pflichten, welche ihm als Ehemann und Haupt einer Familie aufgegeben sind, keine Ahnung hat. Für eine lebenskundliche Vorbereitung dieser Art war bisher in den Unterrichtsplänen der Fortbildungs- und Gewerbeschulen oder der Seminarien und Gymnasien kein Platz, obschon das Interesse hiefür, wie ich überzeugt bin, durchaus vorhanden ist und mancher Fehlentwicklung damit vorgebeugt werden könnte.

Wie viele Ehen und Familien gehen deshalb in die Brüche, weil die Frau für ihre Doppelaufgabe als Hausfrau und Mutter zu wenig vorbereitet war. Heute bieten sich hiefür im obligatorischen hauswirtschaftlichen Unterricht, besonders aber in der vertraglich geordneten Hausdienstlehre und in den Mütterschulen in ihrem Wert noch nicht überall erkannte Gelegenheiten.

Mit der Aufklärung im Sinne der vorausgegangenen Ausführungen ist es nicht getan. Jungen, ehetauglichen Leuten fehlen oft die Mittel, sich eine Ausstattung zu beschaffen. Es wird auf Abzahlung gekauft, und damit nistet sich meist auch schon eine erste große Sorge ein. Von der Gefährlichkeit der Abzahlungsgeschäfte soll hier nicht weiter die Rede sein, aber von der Wünschbarkeit vermehrter Gewährung von sogenannten *Aussteuer-Darlehen*, wie sie von einzelnen Organisationen, zum Beispiel dem Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenverein ausgerichtet werden.

Der gegebene Hinweis auf die Not mancher Familien, eine dem Familienbestand und dem Erwerbseinkommen angemessene Unterkunft zu finden, ruft nach vermehrter *Erstellung von Wohnungen*, bei denen genügend Raum für Kinder, ein Garten und Spielplätze wichtiger sind als die Ausstattung mit den Schikanen modernsten Komforts.

Wir haben festgestellt, daß die Erwerbsarbeit der Mutter den Zerfall der Familie mehr begünstigt als daß sie ihrer Erhaltung dient. Es ist aber eine Illusion zu glauben, daß unsere Industrie je auch nur auf die Mitarbeit derjenigen Frauen wird verzichten können, welche um ihrer Kinder willen zurückzutreten bereit wären. Von hier aus gesehen wird man der Familie nur in der Weise nützlich sein können, daß unsere Krippen, Kindergärten und Tagesheime den Eltern die Betreuung der Kinder während des Arbeitstages abnehmen. Wir wissen, daß es sich hierbei nur um eine Ersatzleistung handelt, welche ihre eigenen Probleme hat, auf die aber hier nicht eingegangen werden kann. Befürwortung verdient das Bestreben, Organisationsformen zu finden, welche auf den Erwerb angewiesene Mütter nur noch *während eines halben Tages* beanspruchen.

Wie sehr *gemeinsam verbrachte Ferien* geeignet sind, Eltern und Kinder einander näher zu bringen und eine gelockerte Gemeinschaft zu kräftigen, wissen alle, welche sie sich leisten können. Wenn die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft der Vermittlung von Feriengelegenheiten für Arbeiter- und Angestelltenfamilien und erholungsbedürftige Mütter so große Aufmerksamkeit schenkt, so geschieht es in der Überzeugung, damit Wesentliches zur Erhaltung und Pflege des Familienlebens beizutragen. Darüber hinaus widmet sie, wie übrigens auch die Stiftung Pro Juventute, dem *Freizeitproblem* ihre ganze Aufmerksamkeit, wird doch die Frage, was Alte und Junge namentlich in der Stadt mit ihrer Freizeit anfangen, um so akuter, je mehr wir uns der Fünftagewoche nähern.

IV.

Wir haben die Zerfallerscheinungen in den Familien mit der Wandlung der Gesinnung und der Moralbegriffe der Kriegs- und Nachkriegszeit in Beziehung gebracht. Wir stehen heute trotz der Blüte unserer Wirtschaft und des hohen Standes unserer kulturellen Errungenschaften, wie uns die täglichen Nachrichten eindrücklich lehren, auf recht schwankendem Grunde. Tief bewegen uns die Schicksale der ungarischen Flüchtlingsfamilien. Sie lassen uns ahnen, was uns beschieden sein möchte, wenn russische Tanks vielleicht eines Tages unsere Grenzen überrollen. Aber ist es nicht gerade die Haltung der ungarischen Kämpfer- und Flüchtlingsfamilien, welche uns über das Mitleid hinweg mit Bewunderung erfüllt, weil sie uns erfahren lassen, daß aus der Kraft der Gemeinschaft von Eltern und Kindern der Mut zum Durchhalten und zum Glauben an die Überwindung der Not fließt? Ist nicht dieses Miterleben geeignet, auch in uns neue Kräfte zu wecken, Kräfte, welche uns angesichts der eindrucksvollen, einen neuen Geist verratenden Kundgebungen der Jugend zuversichtlich darauf hoffen lassen, daß unsere Familien, wenn auch in neuen Lebensformen, ihren wahren Aufgaben treu bleiben; nämlich eine Pflanzstätte und der fruchtbar bleibende Nährboden der Mitmenschlichkeit zu sein, wie Prof. *Hanselmann* sagt.

Schweiz

Groupement romand. Diese welschschweizerische Organisation veranstaltete am 28. November 1957 in Lausanne wiederum einen der bekannten Fortbildungskurse. Das Thema lautete diesmal: *L'aspect économique et social du travail féminin*. Es sprachen die Herren: *Sydney de Coulon*, *Jean Queloz* und *Fontaunaz*. Die Veranstaltung zählte 250 Teilnehmer.

Literatur

Hilary M. Leyendecker, *Problems and Policy in Public Assistance*. Harper & Brothers Publishers, New York 1955, 400 Seiten.

Das Werk weist folgende Kapitel auf: Economic dependency and the State – The poor law in England and America – The emergence of Public Assistance – The legislative Framework of Public Assistance – The Measurement of Economic Need – Standards of Assistance – Client Resources – Social Investigation – Human Relations in the Administration of Public Assistance – The Structure of the Public Assistance Agency – Some related Income-Maintenance Programs – Social Insurance.

Es ist außerordentlich erfreulich, daß hier endlich ein Werk vorliegt, das über das Armenwesen der USA Auskunft gibt. Die Armenfürsorge scheint in den verschiedenen Staaten der USA sehr unterschiedlich entwickelt zu sein. Es würde sich lohnen, das eine oder andere Kapitel auszugsweise im «Armenpfleger» gelegentlich zu veröffentlichen.– Wer will sich als Übersetzer zur Verfügung stellen? *Der Redaktor*

Pfister, H. O., Dr. med., Chefarzt von Zürich: *Der Invalide im Lebenskreis der Gesunden*.

Der Verfasser wirbt für mehr Verständnis der Gesunden für die Invaliden und der Invaliden für die Gesunden. Die Chronischkranken und Altersinvaliden werden zahlreicher und das Pflegepersonal knapper. Wenn die Gemeinnützigkeit zur Lösung des Problems nicht mehr genügt, wird man die eidgenössische pflegerische Dienstpflicht der jungen Frauen fordern müssen!

(Pro Infirmis Nr. 3, September 1957, S. 65–73)

**Die Januar/Februar-Nummern der „Entscheide“ erscheinen erst
nächsten Monat**